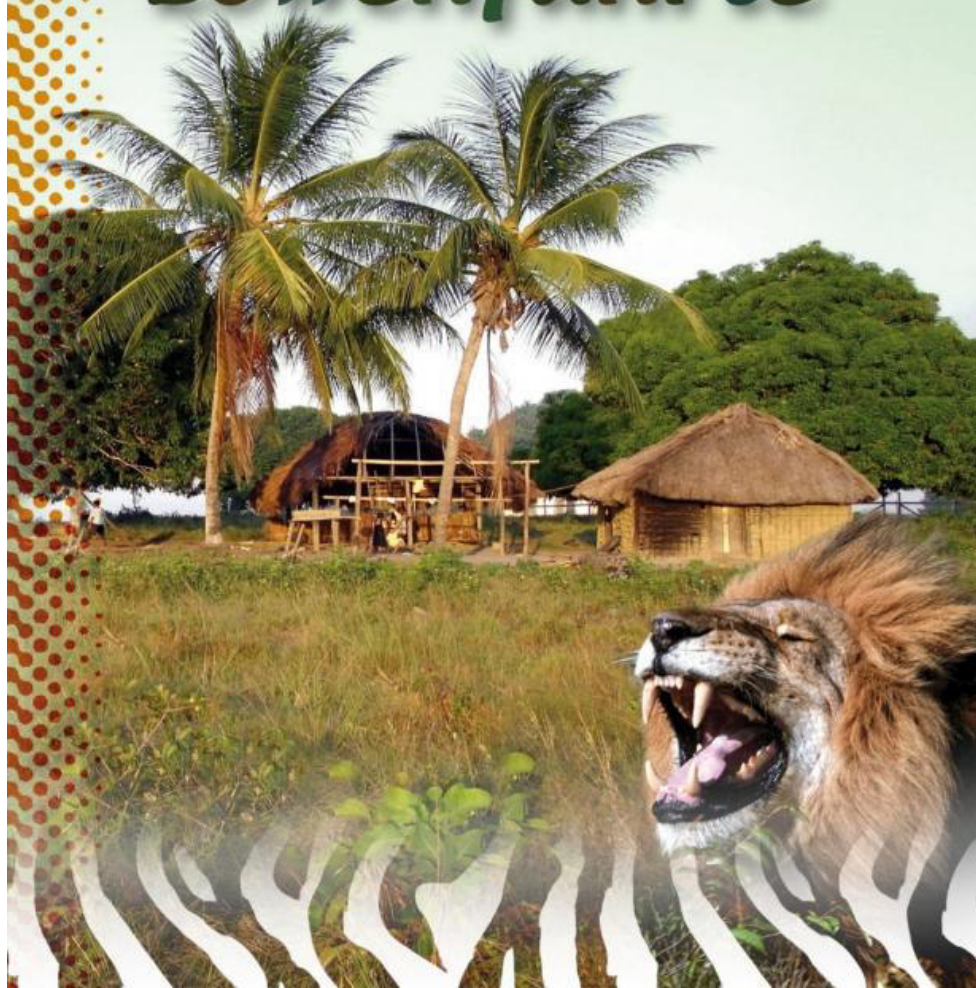


Paul White

Dschungel- doktor auf Löwenfährte



Dschungeldoktor auf Löwenfährte

Paul White

Taschenbuch, 160 Seiten

Artikel-Nr.: 256112

ISBN / EAN: 978-3-86699-112-5

Fast hätte es ihn das Leben gekostet! Denn Simba – der afrikanische Löwenjäger – war schon ein Todgeweihter, als er bei einem Kampf mit dem »König der Tiere« schwer verwundet wurde. Doch glücklicherweise kam gerade da Paul White, der Dschungeldoktor, ins Dorf. Durch seine Bemühungen wird Simba gesund und zu einem zuverlässigen Helfer des Dschungeldoktors.

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)

clv

Paul White

***Dschungeldoktor
auf Löwenfährte***

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2009 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor Meets a Lion

Originalverlag: The Paternoster Press, Exeter, Großbritannien

© der deutschen Ausgabe 1954

R. Brockhaus Verlag, Witten

2009 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-112-5

Inhalt

Es riecht nach Löwe	7
Löwenfett	15
Der Löwenjäger ist gerettet	27
Der Löwe und die Schlangen	35
Der Pfeil	49
Simba hat ein Ziel	57
Heftpflaster	63
Verzweiflung und Krankheit	71
Die Verlobungstrommeln	85
Ein Verlobungsgeschenk und seine Folgen	93
In Gefahr	109
Am Rand des Abgrunds	115
Tod und Wendung	129
Genesung	139
Die Kühe	147
Die Hochzeit	155

Es riecht nach Löwe

Daudi hielt an und schnupperte.

»Buana, irgendwo in der Nähe war ein Löwe. Spürst du nicht diesen eigenartigen, muffigen Geruch?« Er hielt die Sturmlaterne nahe über den Boden; auf dem weichen Sand waren die Fußspuren eines Löwen deutlich sichtbar.

»Kah«, sagte Daudi, der afrikanische Krankenpfleger. »Buana, es ist auch noch nicht lange her. Schau, wie deutlich und klar die Spuren sind, wo der Tau den Sand befeuchtet hat.«

Mit gepresster Stimme flüsterte ich: »Hör mal, Daudi, was ist das?«

Er hob die Laterne in Kopfhöhe: Afrikanischer Busch in einem Umkreis von fünf Metern – das war alles, was sie beschien. Dornestrüpp, das sich bis dicht an den Pfad drängte, auf dem wir gingen – dazu warf ihr Licht unheimliche Schatten, die auch nicht gerade zu unserem Wohlbefinden beitrugen. Und dann kam plötzlich ein dunkles Etwas angestaust. Es kam aus dem Affenbrotbaum, der seine kahlen Zweige wie geisterhafte Arme über uns reckte, und fuhr mit lautem Krachen gerade in unsere Laterne. Da standen wir nun im Dunkeln. Hastig zündete ich ein Streichholz an und konnte gerade noch ein mächtiges Flügelpaar in die Nacht verschwinden sehen.

Daudi hob die Laterne auf. »Buana, das war *Ituwi* – die Eule.«

Glücklicherweise war das Glas nicht zerbrochen, und ich konnte wieder Licht machen.

»Siehst du, Buana, hier in Tanganjika sagt man, die Eule sei ein Zaubervogel. Habe ich mich eben erschrocken! Joh, ich habe bestimmt keine Angst vor Zauberei, Buana, aber plötzlich so im Dunkeln stehen ... hiii!«

Ich lächelte: »Ja, Daudi, ich weiß. Ich habe eben auch eine Gänsehaut gehabt!«

»Nun, Buana, ich hoffe, es passiert uns nichts Schlimmeres. Ich bin froh, dass wir wenigstens die Laterne haben.«

Das Dornendickicht lichtete sich. Der Pfad führte hier durch mannshohes Gebüsch. Vor uns, im Sternenschein, ragte ein Hügel unvermittelt aus den weiten Ebenen. Riesige Granitblöcke, manche so groß wie ein Haus, hoben sich als Silhouetten vom Himmel ab. Ich machte Daudi auf eine Felsgruppe aufmerksam, die wohl über zwanzig Meter hoch in die Luft ragte.

»Buana, in unserem Stamm haben wir eine Geschichte von diesem Felsen. Man sagt ...« Der Pfad ging plötzlich bergab, und unsere Füße versanken im Sand eines trockenen Flusslaufes. Plötzlich blieb Daudi stehen. »Kah, da ist wieder dieser Geruch.«

Der kühle Wind, der sich mit dem Morgengrauen erhob, brachte uns wieder diesen widerlichen Mo-

schusgeruch. Daudi schien nicht weitergehen zu wollen. Ich räusperte mich und brach das ungemütliche Schweigen: »Daudi, hast du mir nicht einmal erzählt, dass man sich nicht zu fürchten braucht, wenn man einen brüllenden Löwen in der Nähe hört, da ein Löwe nur brüllt, wenn er gefressen hat?«

»Heiii ...«, sagte der Afrikaner. »Das ist es ja gerade, Buana. Kannst du einen brüllen hören?«

Das Weiß seiner Augen starrte aus dem dunklen Gesicht. Mit der Rechten umklammerte er den Knotenstock, den er bei sich trug. Er bewegte sich langsam vorwärts. Dann stand er wieder still.

»Siehst du sie?«

Die Spuren des Löwen waren wieder ganz deutlich im Sand zu sehen. Wir folgten ihnen behutsam vom Flussbett die jenseitige Böschung hinauf und einen schmalen Pfad entlang, der von wildem Dornendickicht umwuchert war. Wieder weitete sich der Weg zu einer Lichtung, und beim Schein der Laterne konnte ich die geknickten und zerstampften Halme einer Hirseanpflanzung sehen. Daudi blieb vor mir stehen und untersuchte sorgfältig den Boden im schwachen Licht der Laterne. Gemeinsam starrten wir in den Staub. Die junge Saat war offenbar durch einen heftigen Kampf niedergewalzt worden. Plötzlich bückte sich der afrikanische Krankenpfleger und zeigte auf einen dunklen Fleck am Boden.

»Buana, das ist Blut.«

Deutlich konnten wir die Spuren der Löwentatzen und den Abdruck nackter Füße erkennen. Am Rand

der Lichtung fanden wir die Teile eines zerbrochenen Speeres. Frische Fußspuren bedeckten den Weg, der auf das Dorf zuführte.

»Was kannst du aus all diesen Spuren lesen, Daudi?«

Daudi stieß die Luft durch die Zähne. »Hier muss ein Kampf stattgefunden haben, Buana. Mir scheint, der Löwe wurde getötet, aber wahrscheinlich der Mann auch. Sieh hier, viele Füße sind in dieser Nacht zum Dorf nach Ng'ombe zurückgekehrt.«

»Aber was ist mit dem Löwen? Würden sie ihn nicht hier zurückgelassen haben?«

»Hongo, Buana, weißt du nicht, dass die Leute aus unserem Stamm Löwenfett für eine sehr gute und wirksame Medizin halten?« Er zog die Nase kraus und sagte mit tiefer Verachtung: »Eeh, – Löwenfett, wirklich eine tolle Medizin!«

Ich packte ihn bei der Schulter.

»Komm, Daudi, lass uns laufen! Vielleicht können wir drüben im Dorf helfen. Es kann sein, dass der Mann noch nicht tot ist.«

Ich klopfte auf die Hüfttasche meiner kurzen Hose, wo sich eine Spritze und die nötigsten Mittel befanden. Ich wünschte nur, ich hätte chirurgische Instrumente bei mir gehabt. Aber das Einzige, das einige Ähnlichkeit damit hatte, war eine Rasierklinge, die ich wohlverwahrt im Rücken meines Neuen Testaments wusste, das ich immer bei mir hatte.

Daudi murmelte etwas vor sich hin, während er rasch vor mir her schritt.

»Entschuldige, aber ich habe nicht gehört, was du gesagt hast.«

»Buana, ich habe dir doch erzählt, wie Muganga, der Zauberdoktor, Löwenfett als Medizin bei den Leuten unseres Stammes verwendet. Angenommen, du hast Schmerzen in der Brust und rufst den Zauberdoktor, dann wird er ein Paar Sandalen nehmen, darauf spucken und sie auf den Boden werfen. Nachdem er sie untersucht hat, wird er dir den Grund deines Übels sagen. Und dann, vielleicht nachdem du ihm für seine Arbeit mit den Sandalen eine Schlüssel Korn bezahlt hast, wird er sagen: ›Werde ich nicht eine Kuh erhalten, wenn ich eine starke Medizin zubereite?‹«

»Und wenn er nun die Kuh bekommt?«

»Hongo, Buana, dann sammelt Muganga Kräuter und mischt sie mit Löwenfett. Mit dieser *miti* (Medizin) wird der Kranke eingerieben. Joh, Buana, und weißt du, wie sie wirken soll? Die Kraft des Löwen zieht in den Körper ein und treibt den Schmerz aus. Ja, und wenn der Schmerz doch nicht verschwindet, weiß sich Muganga zu helfen und sagt einfach, der Zauber, der auf dir liegt, muss besonders stark sein.«

»Kumbe, Daudi«, ich zog meine Augenbrauen in die Höhe, »und dafür eine Kuh!«

Der schwarze Krankenpfleger nickte. »Vielleicht sitzen die Schmerzen auch in deinem Magen, Buana, und du hast schon viele verschiedene Mittel angewendet, aber vergeblich. Dann werden sie schließlich

sagen: ›Das ist eine hartnäckige Geschichte, da müssen wir eine besonders kräftige Medizin nehmen!‹ Und wieder beginnt man, die kranke Stelle mit Löwenfett einzureiben. Aber hongo! Der Schmerz bleibt natürlich, vorausgesetzt, er sitzt wirklich in deinem Magen und existiert nicht bloß in deinem Gehirn.«

»Kah«, sagte ich, »und dann bezahlt man wieder eine Kuh, was?«

»Ja, ja, Buana, das ist in unserem Stamm so üblich. Sieh mal, ehe die Krankenstationen hierherkamen, gab es ja keine andere Medizin. Was wollten sie machen?«

Eine kleine Weile schwiegen wir, dann sagte Daudi:

»Erinnerst du dich noch an die Zeit, als so viele Hirnhautentzündung hatten, Buana?«

»Und ob«, gab ich zur Antwort, »nie in meinem Leben bin ich so müde gewesen wie damals.«

»Die einzige Medizin, die Muganga dagegen hat, ist Löwenfett, Buana. Meine Leute nennen diese Krankheit ›die Todeskrankheit‹, und das ist sie auch wirklich. Ob nun Mugangas Medizin in Stirn oder Rücken eingerieben wird«, Daudi zuckte mit den Schultern, »sterben musst du, so oder so.«

»Aber es ist doch jetzt anders geworden, Daudi, seit wir die neuen Mittel anwenden?«

Es wurde nun langsam heller, deshalb konnte ich erkennen, dass Daudi heftig nickte.

»Kweli, Buana, ganz bestimmt. Wie viel Vertrauen haben wir gewonnen durch unsere Krankenhäuser

und Operationen – und Medizin, die wirklich hilft;
und dann erzählen wir ihnen ja auch von Christus.
Joh, Buana, alles ist ganz anders geworden.«

Löwenfett

Der Pfad wand sich durch einen kleinen Wald von Affenbrotbäumen. Zwischen ihren mächtigen Stämmen konnten wir das Dorf vor uns sehen. Nach und nach ließen sich auch die langen niedrigen Häuser unterscheiden. Aber nichts vom emsigen Treiben war zu sehen, wie es frühmorgens in einem Dorf üblich ist. Weder Männer noch Jungen trieben die Kühe und Ziegen auf die Weide hinaus. Alle schienen sich am Ende des Dorfes versammelt zu haben. Unter einem schirmartigen Dornbaum begegneten wir einer Gruppe von Männern mit rotem Lehm in ihren Haaren. Sie hatten eben den Löwen gehäutet und waren nun damit beschäftigt, die Haut mit Pflöcken auf dem Boden auszuspannen.

Ein alter, hagerer Mann mit mächtigen Ohrläppchen, von denen der Schmuck bis auf die Schulter hinunterhing, kauerte neben dem Löwenkadaver und wühlte unterhalb des Zwerchfells darin herum. Hände voll schlüpfrigen Zeugs warf er in ein Tongefäß und strich jeden einzelnen Finger sorgfältig ab. Daudi flüsterte mir zu:

»*Mafutta ga simba* (Löwenfett), Buana.«

Jemand schaute auf, und einen Augenblick lang herrschte eine feindselige Stille. Endlich sagte ich auf Kigogo, der Landessprache Tanganjikas:

»*Mbukua* (guten Morgen).«

Einige sprangen auf und antworteten: »Mbukua.«
»Wie habt ihr geschlafen?«, erkundigte ich mich.

Ein unverständliches und keineswegs freundliches Murmeln war die Antwort auf diesen üblichen Morgengruß.

Der Zauberdoktor stand auf; das Löwenfett tropfte noch von seinen klauenartigen Händen. Er bot keinen schönen Anblick.

»Mbukua«, begann ich, »sag mir, wer hat den Löwen erlegt?«

»Er ist dort drüben!«, antwortete der Zauberer mürrisch, mit seinem Kinn auf ein Lehmhausweisend, das jenseits des Dorfes stand. Dann drehte er sich kurzerhand um und ging wieder an seine gräuliche Arbeit.

Wir eilten hinüber zu dem genannten Haus mit dem schmalen Eingang aus Flechtwerk. Wir waren wohl noch dreißig Schritte davon entfernt, als plötzlich eine Frau mit angsterfüllten Augen herausstürzte und mit durchdringenden Schreien das Alarmsignal des Stammes gab. Wir fingen an zu rennen und hielten nur eine Sekunde an, um »Hode?« zu rufen, bevor wir durch die Türöffnung eintraten.

Eine mürrische Stimme im Innern ließ sich vernehmen: »Herein!« Schnell schlüpfte Daudi hinein, und ich folgte etwas langsamer. Im dämmrigen Licht des Lehmhauses sah ich eine große leblose Gestalt auf einem Kuhfell am Boden liegen. Um sie herum kauerten alte Männer und Frauen. Stöhnend wiegten sie sich auf ihren Fersen hin und her.

Daudi beugte sich über den regungslosen Körper und flüsterte: »Zu spät, Buana, – er ist tot.«

Ich kniete neben dem unglücklichen Jäger nieder und griff nach seinem Puls. Am Handgelenk war kein Schlag mehr zu spüren. Aber als ich meine Hand auf seine entblößte, blutige Brust legte, konnte ich ein leises Flackern wahrnehmen.

»Nein, Daudi, er lebt noch, vielleicht können wir ihn retten. Schnell, hol kochendes Wasser und ein paar Wolldecken.«

Daudi wandte sich sogleich an die Verwandten, die uns verständnislos zugeschaut hatten.

»Schaut«, sagte er eindringlich, »dieser Europäer ist ein großer Arzt. Er hat Arzneien, die Leben spenden. Hört, er sagt, euer Verwandter hier sei nicht tot. Wenn ihr heißes Wasser und Wolldecken herbringt, so kann er ihn vielleicht wieder ins Leben zurückrufen.«

Mehrere erhoben sich und fingen an zu tun, was von ihnen verlangt wurde, doch mit einer Gemächlichkeit, die keineswegs der dringenden Lage entsprach. Ich drehte den Docht der Laterne höher und überschaute rasch den Schaden, den die Tatzen des Löwen angerichtet hatten.

Der Verwundete war schrecklich zugerichtet. Mit meinem Taschentuch versuchte ich das Blut zu stillen.

Daudi kam mit einer Kürbisflasche voll lauwarmer, lehmigen Wassers hereingerannt. In meine Spritze ließ ich zwei Kügelchen Morphium fallen und sog dann etwas von dem Wasser auf.

»Daudi«, sagte ich, »tu so etwas niemals, wenn nicht ein äußerster Notfall vorliegt. Das Wasser wimmelt wahrscheinlich von Bazillen, aber wenn wir ihm dieses Medikament nicht einspritzen, stirbt er bestimmt. Ich denke, ein lebendiger Mann mit ein paar Bazillen im Körper ist immer noch besser als ein toter ohne.«

In diesem Augenblick brachte man uns ein halbes Dutzend Decken, und ich hüllte den Kranken ein, so gut es ging, ohne mit den schmutzigen Tüchern die Wunden zu berühren. Weiter konnten wir vorläufig nichts tun. Ich schaute einigen Frauen zu, die die Glut unter dem großen Tontopf anfachten.

»Mbera!«, rief ich. »Schnell! Schnell!«

»Joh!«, knurrte eine der alten Frauen und schaute auf. »Eile nützt nichts beim Wasserkochen.«

Bei dem ungenügenden Licht der Laterne unternahm ich jetzt eine genauere Untersuchung. Die linke Hüfte und das Bein waren durch den Kampf mit dem Löwen schlimm zugerichtet worden. Aber der Pulsschlag am Handgelenk war wieder deutlich spürbar. Wir versuchten, ein besseres Lager herzustellen. Zwei kleine Jungen, mit Zweigen bewaffnet, bekamen die Aufgabe, die Fliegen fernzuhalten.

»Daudi«, sagte ich, »wir müssen etwas zum Verbinden haben. Sieh zu, ob du irgendetwas Geeignetes im Dorf auftreiben kannst.« Er rannte davon, kam aber wenige Minuten später zurück: »Nichts ist da, absolut gar nichts.«

Ich überlegte einen Augenblick: »Ja, Daudi, dann gibt es nur eins: unsere Hemden.«

»Kah!« Daudi schaute zweifelnd auf sein funkelnagelneues Khakihemd. »Buana«, sagte er, »deins ist aus weißem Stoff und außerdem alt. Meins ist aus Khaki und ganz neu.« So war denn mein Hemd dazu bestimmt, in den Topf zu wandern.

Tatsächlich, Daudi hatte irgendwo zwei kleinere Töpfe organisiert. Ich zog nun mein Hemd aus und riss es in Streifen. Die langen Stücke, die sich als Binden eigneten, wurden dafür verwendet, die anderen ergaben Tupper.

Sobald das Wasser kochte, wurde es darüber gegossen. Dann wurden die einzelnen Teile wieder herausgenommen, und auch die Rasierklinge wurde auf diese Weise ausgekocht. Dann scheuerte ich meine Hände so gut es ohne Seife ging in einem Tontopf, der auch nicht als Waschschiüssel auf die Welt gekommen war. Und jetzt begann ich mit der Operation, die hauptsächlich darin bestand, die Wunde zu säubern und verschmutzte Teile zu entfernen, was eine schwierige Prozedur war. Man stelle sich vor, ein Chirurg mit bloßen Händen und einer Rasierklinge! Dabei war es eine Operation, die auch unter normalen Umständen nicht einfach gewesen wäre. Hier aber lag der Patient auf einer Kuhhaut auf dem Fußboden, und die Beleuchtung bestand aus dem trüben Schein einer Sturmlaterne. Nein, die Voraussetzungen für einen solchen Eingriff waren alles andere als ideal!

Ich sah eine Schabe, die unter einem der Tontöpfe hervorkam und sich eiligst davonmachte, und ich fühlte, dass auch noch andere kleinere Tierchen da waren, solche, von denen man in guter Gesellschaft nicht spricht, die sich aber jetzt höchst ungeniert für mich interessierten.

Daudi hatte ständig einen Vorrat von ausgewrun- genen Stoffresten bereit. Ich stopfte sie in die Wunden und verband das Ganze. Daraufhin lockerte ich den Gummischlauch, mit dem ich das Blut unterbunden hatte. Der Verwundete seufzte, und ein Zittern ging durch seinen Körper. Ich beobachtete den Verband und stellte fest, dass die Blutungen aufgehört hatten.

Irgendetwas schien meine Zuschauer sehr zu be- lustigen. Ich wandte mich an Daudi und fragte auf Englisch: »Was ist denn so Lustiges dabei?«

»Sie haben noch nie in ihrem Leben so viel weiße Haut auf einmal gesehen«, erklärte er. Da wurde mir erst bewusst, dass ich kein Hemd anhatte.

Der Kranke versuchte, etwas zu murmeln. »Was- ser!«, hauchte er, »Wasser!«

Ich hielt ihm warmen Tee an die Lippen, und er trank ein wenig.

Hinter mir hörte ich die hohe Stimme einer alten Frau: »Kah! Das ist ja nur Kalk.«

Ich konnte fühlen, wie Daudi grinste, als er sich zu mir beugte.

»Sie glauben, du machst es wie die Jungen, die sich für das Fest der Jünglingsweihe den Körper mit weißem Kalk beschmieren.«

Ich wusste, dass wir auf die Hilfe dieser Eingeborenen angewiesen waren, wenn wir unseren Kranken ins Krankenhaus mitnehmen wollten. Warum sollte ich mir ihren guten Willen nicht mithilfe meiner weißen Haut sichern?

Nachdem ich den letzten Knoten befestigt hatte, stand ich auf und wandte mich an die alte Frau:

»Großmutter, zweifelst du daran, dass meine Haut echt ist?«

»Joh«, sagte die Alte zurückweichend, »bestimmt nicht.«

»Komm, du brauchst keine Angst zu haben. Überzeug dich, es ist alles richtiges Fleisch.«

Die Alte kicherte und streckte einen knochigen, nicht allzu sauberen Finger aus, um versuchsweise an meinem Schulterblatt zu kratzen. Dann kam sie etwas näher.

»Joh!«, sagte sie, davon überzeugt, dass es echte Haut war. Dann wandte sie sich an ihre Stammesleute und meinte: »Heh, sehen diese Weißen nicht zu komisch aus?«

»Kommt, lassen wir das Schwatzen! Wir brauchen jetzt eine Hängematte. Wenn das Leben eures Verwandten gerettet werden soll, muss er in unser Krankenhaus getragen werden, ein gutes Stück jenseits des Dornendickichts.« Ich zeigte nach Art der Afrikaner mit dem Kinn nach Osten.

Aber niemand rührte sich.

»Daudi«, drängte ich, »jede Minute ist wichtig. Ruf den Dorfhäuptling, er muss uns helfen.«

Aber sogar als dieser erschien, war es schwierig, die Verwandten dazu zu bringen, eine Kuh für den Transport ins Krankenhaus zu geben. Die Lippen des Kranken bewegten sich. Ich beugte mich über ihn und hörte ihn flüstern:

»Ist das Leben eines Mannes nicht das einer Kuh wert? Habe ich nicht viele Kühe in meiner Herde und meine Verwandten auch?«

Ich richtete mich auf und wiederholte laut seine Worte. Als sie das hörten, gingen die Verwandten widerwillig hinaus, um das verlangte Tier zu holen. In der Zwischenzeit, die mir in meiner Gereiztheit endlos schien, überredete ich den Kranken, noch etwas süßen Tee zu trinken. Ich hatte den Eindruck, dass sein Zustand sich ein wenig verbesserte. Endlich wurden die Kuh und ein langer Bambusstab gebracht. Die vier Träger machten sich bereit. Der Bambusstab wurde über den Kranken gehalten, die Decke, auf der er lag, über dem Stab gefaltet und mit fingerlangen, eisenharten Dornen befestigt. Nun konnte er vom Boden aufgehoben werden, und unser Reisetrupp setzte sich langsam in Bewegung in Richtung Krankenhaus.

Ich verabschiedete mich feierlich von den Dorfbewohnern. Als ich zurückschaute, sah ich noch das ausgespannte Löwenfell in der Sonne und den alten Zauberer, der immer noch emsig mit seinem Löwenfett beschäftigt war.

Die Sonne brannte allmählich sehr heiß. Nach einer Stunde rasteten wir im Schatten eines Affenbrot-

baumes. Sorgfältig wurde der Kranke auf den Boden gelegt. Sein Puls war sehr schnell, und sein Atem ging mühsam, aber nach einer Spritze erholte er sich wieder etwas.

»Buana«, hauchte er. »Ich habe den Löwen mit meinem Speer getötet. Er sprang auf mich los, aber ich stieß ihm den Speer ins Herz. Kah, Buana, aber seine Tatzen zerrissen meinen Körper. Hör, ich habe furchtbare Schmerzen. Lass mich doch sterben!«

»Nein, du brauchst nicht zu sterben. Ich will dich gesund machen, damit du noch mehr Löwen töten kannst. Schau, ich will dir einen neuen Namen geben. Ich will dich Simba, den Löwen, nennen, nach dem König der Wüste, den du heute in ehrlichem Kampf geschlagen hast.«

Die Träger nickten lachend: »Ha, Buana, das ist gut gesprochen!«

Zwei heiße und mühsame Stunden später lag Simba in den weißen Leinentüchern eines der Krankenhausbetten. Es gab nur eins, das Simba retten konnte: eine Blutübertragung. Ich wandte mich den Trägern zu, die ihn hergebracht hatten:

»Hört, wir können Simba retten, wenn ihr von eurem Blut etwas hergebt. Das würde bedeuten, dass wir mit einer Nadel eure Adern anstechen. Es ist keine Gefahr dabei, einzig ein kleiner Schmerz. Auf diese einfache Weise könnt ihr das Leben dieses tapferen Mannes retten.«

Für einen Augenblick starrten sie sich gegenseitig mit offenem Mund an, dann sagte einer hastig: